

# Stern der Neger.

Katholische Missionszeitschrift.

Erscheint monatlich und wird vom Missionshaus Meisendorf bei Graz, Steiermark, herausgegeben.

Redigiert von P. Heinrich Wohnhaas F. S. C.

Bezugspreis ganzjährig mit Postzufendung 50 K - 5 Mk. - 5 Lire.

Der Heilige Vater Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den Apostolischen Segen erteilt. Für Wohltäter werden wöchentlich zwei heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brixen, Brünn, Graz, Leitmeritz, Linz Otmüh, Marburg, Crient, Criel und Wien.

Heft 1 und 2.

Januar - Februar 1922.

XXV. Jahrgang.

## Der 25. Jahrgang des »Stern der Neger«.

Zum 25. Male rüstet sich unsere Zeitschrift zu ihrem jährlichen Rundgang durch das deutsche Land. Begründet von Bischof Geyer, damals noch Rektor des Missionshauses in Milland, warm empfohlen von den kirchlichen Oberhirten, erwarb sie sich rasch eine ansehnliche Lesergemeinde, die auch in den leidvollen Tagen des Krieges ihr die Treue hielt.

Obwohl die Nöte der Nachkriegszeit, die fortschreitende Geldentwertung und die riesige Teuerung, zur Erhöhung des Bezugspreises zwangen, erweiterte sich der Leserkreis von Jahr zu Jahr. Heißen Dank schulden wir dafür Gott, dem Geber alles Guten. Nächst ihm gilt unser Dank euch allen, liebe Leser und Wohltäter. Wir sagen euch heute von ganzem Herzen „Vergelt's Gott!“ für eure hochherzige Missionsunterstützung. Damit ihr aber nicht meint, unser Dankeswort sei nur ein Ausdruck der Höflichkeit, so erinnern wir euch daran, daß für unsere Wohltäter wöchentlich zwei heilige Messen gelesen werden. Ihr habt überdies Anteil an allen verdienstlichen Werken der Mitglieder unserer Genossenschaft. Täglich wird in jedem unserer Häuser mehrmals für unsere Freunde und Wohltäter gebetet.

Vergesst nicht das trostreiche Wort des Welterlösers: „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan, das habt ihr mir getan.“ Jedes Opfer, das ihr für die Befehrung der Heidenvölker bringt, wird euch der göttliche Heiland mit irdischem und himmlischem Segen hundertfach lohnen. Haltet darum den „Stern der Neger“ auch im neuen Jahre! Werbet ihm in euerm Bekanntenkreise Förderer und Freunde!

Der Bezugspreis für 1922, 5 Mark für Deutschland und 50 Kronen für Österreich, ist ohnehin so niedrig angesetzt, daß damit die Herstellungskosten nicht gedeckt werden. Mit Rücksicht auf die zunehmende Verarmung des deutschen Volkes wollten wir nicht mehr verlangen. Wir richten aber an alle besser bemittelten Leser die Bitte, freiwillig eine höhere Zahlung zu leisten, um unsere Missionsunternehmungen und den „Stern der Neger“ vor Schäden zu bewahren.

Die Missionszukunft der Katholiken deutscher Zunge ist keineswegs so trostlos, wie mancher glaubt. Der Heilige Stuhl hat seit Kriegsende schon vielen deutschen Missionsgesellschaften neue Arbeitsfelder in fernen Heidenländern anvertraut. Der Missionsgedanke dringt nun auch in die gebildeten Stände; namentlich die katholische Hochschulg Jugend begeistert sich mehr und mehr für die großen Ziele und Aufgaben der Weltmission. Von Monat zu Monat mehren sich die Missionsberufe und füllen die Missionshäuser mit strebsamen Studenten, die

das brennende Verlangen bejeelt, als Apostel Jesu Christi den unglücklichen Heiden die frohe Botschaft von der Erlösung zu verkünden.

Das Jahr 1922 ist ein Jubeljahr für das Missionswerk der katholischen Kirche.

Vor 300 Jahren, am 22. Juni 1622, errichtete Papst Gregor XV. in Rom die heilige Kongregation von der Verbreitung des Glaubens, der alle Missionsgebiete des Erdfreies unterstehen. Vor 300 Jahren, am 12. März 1622, wurde Franz Xaver, der Apostel von Indien und Japan, heiliggesprochen. Er ist das leuchtende Vorbild und der himmlische Beschützer aller Missionäre. Vor 100 Jahren, am 3. Mai 1822, entstand der älteste allgemeine Missionsverein, das Werk der Glaubensverbreitung. Vor 75 Jahren, am 8. Januar 1843, wurde der liebeliche Kindheit-Jesu-Verein gegründet.

Mögen diese erhebenden Missionsgedenktage für alle Katholiken ein mächtiger Ansporn sein, für die Verbreitung des wahren Glaubens mit erneutem Mut und Opfersinn zu wirken und zu werben, damit das Missionsjubiläum 1922 ein Jahr des Sieges und Triumphes werde für Christus und die katholische Kirche in Heimat und Heidenland!

Mit dieser Hoffnung und Zuversicht eröffnen wir den 25. Jahrgang des „Stern der Neger“ und wünschen allen Lesern und Wohltätern

**ein glückliches, gnadenreiches und gottgesegnetes Neujahr!**

**Der Schriftleiter.**



## Eine neue Missionsgründung in Norduganda.



Unsere Ugandamission zählte zu Beginn des Vorjahres sechs Hauptstationen: Arwa, Gulu, Kitgum, Lofai, Mojo und Ngai. Im Frühjahr 1921 eröffneten unsere Patres eine Mission in **Mju** bei Dpari unter dem Stamme der Madi. Die dortige Gegend ist dicht bevölkert. Hunderte von Madinegern der Nachbarbezirke haben bereits das Christentum angenommen, deshalb geben sich die Glaubensboten der Hoffnung hin, daß der Same des Evangeliums auch in Mju einen fruchtbaren Boden finden werde. Über die Errichtung der neuen Station erfahren wir folgendes:

Am 28. Jänner 1921 kam ein Pater, der eine Forschungsreise durch das Gebiet der Latufa unternommen hatte, nach Mju, um im Auftrage der Missionsleitung einen geeigneten Platz für die neue, längst geplante Niederlassung zu erwerben. Seine Wahl fiel auf einen lieblichen Hügel, von dessen Höhe aus man zahlreiche Madidörfer erblickt. Nach der Abreise dieses Missionärs, den dringende Geschäfte anderswohin riefen, blieb nur ein Missionsbruder zurück, der, unterstützt von einigen Christen aus den benachbarten Missionsstationen, eine Anzahl Hütten zur Aufnahme des Missionspersonals erbaute, das im April in Mju ankam.

Liebliche Behandlung der Kranken und Alten, kleine Geschenke und Freundlichkeit im Verkehr besiegten bald das anfängliche Miß-

trauen der Schwarzen. Als im Mai die Notkirche fertiggestellt war, konnte mit der eigentlichen Befeuerungsarbeit begonnen werden. Durch Vermittlung der Katechisten, die aus Mojo herbeigerufen worden waren, ließen sich nicht wenige Negerfamilien bewegen, sich in unmittelbarer Nähe der Station anzufiedeln, und gaben dabei das Versprechen ab, ihre Kinder in die Missionschule zu schicken. Bald erhoben sich rings um die Kirche herum Schul- und Arbeitsstätten, Schlafräume für die Tauffchüler aus den entfernteren Dörfern, Krankenwohnungen und Armenapotheke. Mit 50 Knaben begannen die Missionäre den ersten regelmäßigen Tauf- und Schulunterricht. Am Fronleichnamsfeste besuchte der Provinzialobere die Neugründung und erteilte zwölf Burschen, die in der Station Mojo die Taufe empfangen hatten, das heilige Sakrament der Firmung. Ende Juli waren schon über 100 Taufbewerber in die Katechumenenlisten eingetragen. Etwa 80 davon wohnen ständig in der Mission, um nicht täglich einen mehrstündigen Weg nach Hause machen zu müssen. Auch wurden bereits mehrere erwachsene Heiden, nach entsprechender Vorbereitung, in Todesgefahr getauft.

Möge diese jüngste Missionschöpfung eine ebenso reiche Seelenernte hervorbringen wie ihre älteren Schwesterstationen im gottbegnadeten Uganda!

## Bedeutungsvolle Tagung der Katechisten von Gulu-Kitgum.

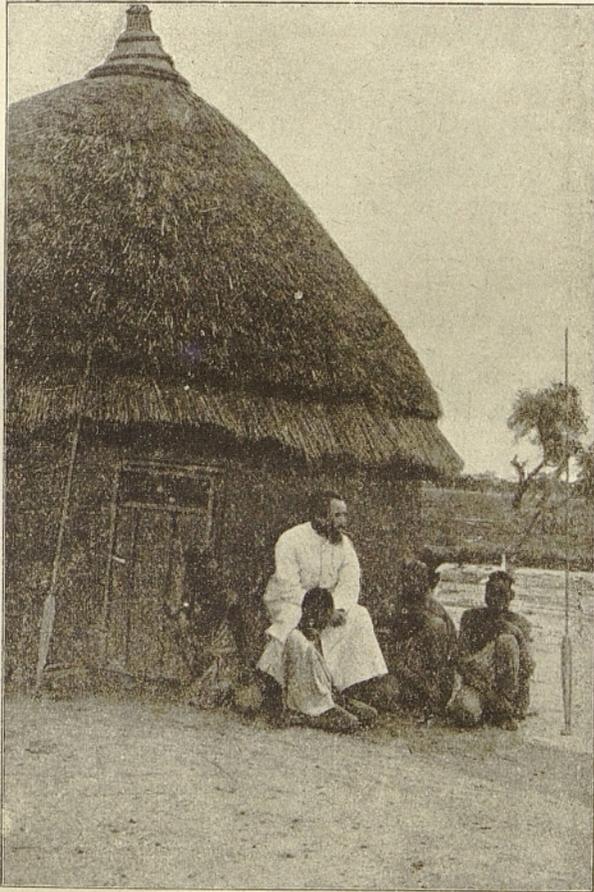
Wie unsere Patres aus Uganda berichten, versammelten sich am Sonntag nach dem Feste Mariä Himmelfahrt 200 Katechisten am Afwa, dem Grenzfluß zwischen den Distrikten Gulu und Kitgum, um in gemeinsamer Beratung mit den Missionären wichtige Richtlinien für die Verwaltung des Katechistenamtes festzusetzen.

Am Nachmittag des 20. August trafen die Katechisten der Mission Gulu am linken Ufer des Afwa ein. Infolge der tropischen Regengüsse war der Fluß stark angeschwollen. Die Überfahrt auf ausgehöhlten Baumstämmen stellte sich als ein Kühnes Wagnis dar. Dennoch gingen die Katechisten sofort mutig ans Werk. Nach ein- und einhalbstündiger mühsamer Arbeit waren Missionäre und Katechisten glücklich am rechten Ufer angekommen, wo die festlich-frohe Begrüßung der Katechisten von Kitgum stattfand. In feierlicher Prozession mit Kreuz und Fahnen zogen die schwarzen Versammlungsteilnehmer singend zur Afwatapelle, dem Ort der Tagung. Nach Abbeten des Rosenkranzes zerstreuten sie sich in die nächstliegenden Dörfer, um sich ihre Nachtlager zu suchen. Der Häuptling Miker hatte, obwohl er Protestant ist, an seine Unterhäu-

pting die strenge Weisung ergehen lassen, unsere Katechisten als Gastfreunde zu behandeln, weshalb sie ohne Schwierigkeit Unterkunft und Verpflegung fanden. Beim ersten Morgen-

grauen rief Trommelflag die Katechisten zur Kapelle. Sie beichteten und empfingen die heilige Kommunion. Es folgte dann eine halbstündige Aussetzung und Anbetung des Hochwürdigsten Gutes. Hierauf wandte sich einer der Missionäre in kurzer Ansprache an die Katechisten und forderte sie auf, sich feierlich dem heiligsten Herzen Jesu zu weihen. „Ihr Katechisten“, führte der Pater aus, „seid durch Gottes Güte zum Aposteldienste berufen. Wie wir Missionäre, so seid auch ihr Herolde eines großen Königs. Scharf euch darum heute um das Königsbanner und weih ihm euer Leben und eure ganze Tätigkeit. Er allein kann euren Mut aufrecht erhalten in den Kämpfen, die ihr für die Ausbreitung seines Reiches zu bestehen habt. Vertrauet! Die Sache eures Königs wird auch in Norduganda den endgültigen Sieg erringen.“ Mit Andacht und frommer Begeisterung beteten alle gemeinsam die Weihformel.

Nach dem Amte wurde die Kapelle rasch in einen Versammlungs-saal umgewandelt. Der



Wohnung der Missionäre.

Leiter der Katechisten­schule zu Gulu hielt als Vorsitzender die Eröffnungsrede. Dann sprachen verschiedene Katechisten und die Katechistin Johanna zu den einzelnen Gegenständen der Tagesordnung. Die Verhandlungen und Wechselreden führten zu folgendem einmütig angenommenen Beschluß.

„Die am Akwa versammelten einheimischen Katechisten der Bezirke Gulu und Kitgum erklären und beschließen:

1. Sich mit allem Eifer und Ernst in jeder Hinsicht der Neuchristen ihres Postens anzunehmen, besonders der Kranken und jener, die etwa in Gefahr schweben, vom Glauben abzufallen.

2. Allen neugebornen Kindern katholischer Eltern sofort die Kottaufe zu spenden, unter genauester Beobachtung der Vorschriften der Missionäre; ebenso alles anzubieten, um womöglich keinen erwachsenen Heiden ihres Dorfes ohne das Sakrament der Taufe sterben zu lassen.

3. Sorge zu tragen, daß die Sonn- und Festtage nicht nur von den Christen, sondern auch von den Heiden gefeiert werden, soweit sich das erreichen lasse.

4. Jede Gelegenheit zu benutzen, um die Heiden, vor allem die einflußreicheren, über

die katholische Kirche aufzuklären und abergläubische oder sittenlose Gebräuche auszurotten.

5. Dem Schulunterricht mit größter Gewissenhaftigkeit obzuliegen, damit die Katechumenen, wenn sie zur unmittelbaren Vorbereitung auf den Empfang der feierlichen Taufe in die Missionsstation kommen, nicht nur in den religiösen Grundwahrheiten, sondern auch im Lesen und Schreiben hinlänglich unterrichtet seien.“

Dieser Beschluß ist ein glänzender Beweis für den Pflichteifer der Katechisten und die hohe, übernatürliche Auffassung von ihrem Amte.

Nach Schluß der Tagung wurden ein gemeinsamer Fischfang und ein Glücksspiel veranstaltet.

Für ein reichliches Abendessen sorgten die Missionäre selbst. Am Morgen des 22. August empfingen wieder sehr viele die heilige Kommunion. Gegen 9 Uhr erfolgte die Abreise der einzelnen Gruppen unter Gesang und Trommelschlag.

Der glückliche Verlauf dieses ersten Katechistentages hat die Glaubensboten mit Freuden erfüllt. Die Ausführung der gefaßten Beschlüsse wird mächtig dazu beitragen, auch das gesellschaftliche Missionsziel, die Volkchristianisierung, näherzurücken und ihm die Wege zu bereiten.

## Mein erster Ausflug im Schilluklande.

Von P. Eduard Pidorn, Tonga.

Nachstehender Bericht schildert die seltsamen Höflichkeits­sitten und Freundschaftsbezeugungen der Schillukneger und gewährt einen Einblick in das Dpferleben, das die Glaubensboten führen, um die heidnischen Tiefkulturvölker des schwarzen Erdteils für das Christentum zu gewinnen.

Es war im Wonnemonat Mai, als mein Oberer mir eines Tages den Vorschlag machte, ihn nach dem sieben Gehstunden von Tonga entfernten Nyloak, dem Hauptorte eines größeren Distriktes, zu begleiten. Der dortige Häuptling war unseren Patres schon vor dem Kriege sehr wohlwollend gesinnt. Deshalb hatten ihn die Missionäre öfters besucht, um durch freundschaftlichen Verkehr mit den Leuten der Errichtung einer Schule und eines Katechistenpostens die Wege zu ebnen. Nach Wiedereröffnung der Mission in Tonga waren von seiten des Häuptlings wiederholt Einladungen an uns ergangen, ihn zu besuchen. Allein wegen

des Hausbaues durfte der Obere die Station nicht verlassen und ich konnte als Anfänger im Missionsdienste wegen mangelhafter Sprachkenntnis für diesen Besuch nicht in Betracht kommen. Als aber Mitte Mai die baulichen Arbeiten vollendet waren, erschien es uns wichtig, die früheren guten Beziehungen zwischen der Mission und dem Häuptling von Nyloak wieder anzuknüpfen, um im Herbst in jener volkreichen Gegend eine Außenstation gründen zu können.

### Die Reise.

Ein wunderhübscher Maienmorgen! Freilich von lachenden Fluren und blumenübersäten, saftgrünen Wiesen, von Blütenschnee und Blättergold ist hierzulande nichts zu bemerken. Unser heutiger Weg geht nur durch ausgebrannte Steppe, die in fast völliger Nacktheit starzt und deren unsägliche Eintönigkeit

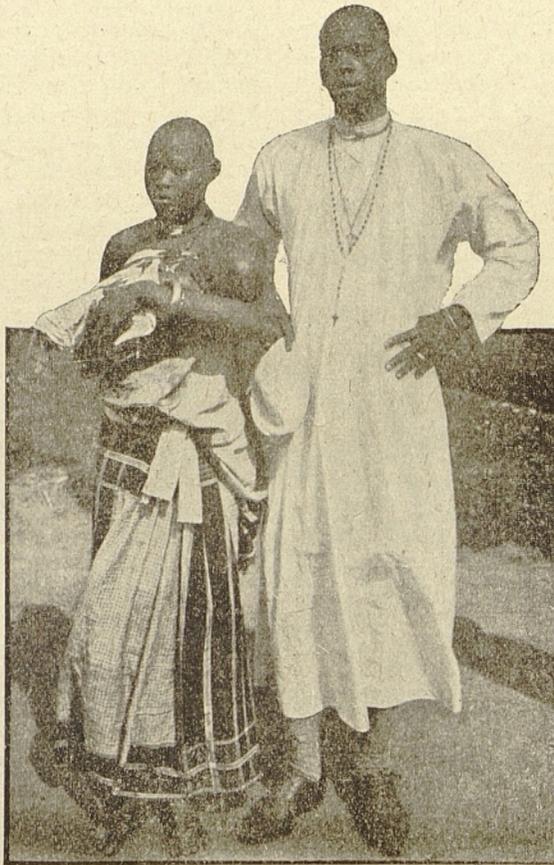
durch ein hin und wieder ganz vereinzelt stehendes Strauchwerk nur desto mehr zum Bewußtsein kommt. Gegen 7 Uhr bestiegen wir unsere Räder, und mit etwas Zebib, einer arabischen Essenz, etwas Tee und Reis ausgerüstet, fuhren wir los.

Wir waren noch keine Viertelstunde gerädelt, da hieß es schon absteigen und das Fahrrad schieben, und zwar vorsichtig schieben auf den infolge der Hitze geborstenen und mit Löchern übersäten Steigen, die vielfach kaum 25 Zentimeter breit sind. Nach einer schwachen halben Stunde des Schiebens fühlten wir statt des zerklüfteten Lehmbodens mehr sandigen Boden unter den Füßen. Kunging's mit dem Rade stott voran. Es war eine Freude, durch die reine und unverdorrene Morgenluft dahinzugleiten, welcher Genuß noch dadurch erhöht wurde, daß der Himmel leicht bewölkt war und uns so ein willkommenes Schutzdach gegen die heißen Sonnenstrahlen bot.

Doch nicht allzulange währte dieses Vergnügen, denn wir betraten bald schon vollendetes, unabsehbares Steppengebiet, das wir in seiner ganzen Breite von 2 $\frac{1}{2}$  Wegstunden durchqueren mußten. An ein Benützen der Räder war hier nicht zu denken; nur ganz schmale, selbst einem geübten Auge stellenweise kaum erkennbare Pfade schlängeln sich auf dem harten, ausgebrannten, schwarzen Lehmboden dahin durch ungezählte Stoppeln und zahlloses niedriges Dorngestrüpp. Die ganze ungeheure Fläche ist dicht übersät mit solch verdorrten Gewächsen, und nur ganz selten trifft man eine etwas größere Staude, die

einigen, wenn auch äußerst dürftigen Schatten spendet. Durch dieses Gebiet hieß es nun das Rad schieben, durch all das Dorngestrüpp und die spitzstacheligen Mimosen. Dazu kam die mittlerweile, trotz des Wolkenschleiers, sich fühlbar machende Hitze; leben wir doch hier am 9. Grade nördlich vom Äquator.

Es war für mich als Neuankömmling ein harter, schwerer Marsch, und immer wieder fühlte ich Lust, mich hinzuwerfen auf den Boden und ein wenig zu rasten. Doch wozu hätte es genügt? Kühlenden Schatten vermochte mir nichts zu bieten; so weit das Auge reichte, war kein Baum zu erblicken; Wasser und anderes erfrischendes Getränk gab es weit und breit keines; so mußte ich, ob ich wollte oder nicht, weiter und immer nur weiter. Nach fast zweistündigen, mühevollen Schieben erblickten wir in der Ferne einen stattlichen Baum mit herrlicher Krone; er gilt als heißersehntes Zeichen für alle, welche dieses Weges gehen, daß von dort nur noch eine ganz kurze Strecke ist bis zum Rande dieser unwirklichen Steppe.



Ein Katechistenehepaar unserer Ungandamission.

Wunderbar belebend wirkte der Anblick dieses Baumes auf mich, und wie verjüngt schob ich mein Rad auf den schmalen Pfaden dahin. Nach einem weiteren Stündlein langten wir beim ersehnten Baume an. Mit meinen Kräften fertig, warf ich mich in seinem kühlen Schatten nieder und ruhte ein halbes Stündchen. Doch noch waren wir nicht am Ziele der Reise und mindestens  $\frac{3}{4}$  Stunden mit dem Rade trennten uns davon, vorausgesetzt, daß wir es auf der ganzen Strecke

würden benützen können. Allein schon die nächste Viertelstunde sollte uns eines anderen belehren. Wir mußten, ehe wir ans Ziel kamen, nicht weniger als sechsmal absteigen, um das Rad heil hindurchzubringen durch die erneut auftretenden Mimosenstoppeln, deren Dornen auch den besten Gummimantel durchstechen.

### Beim Häuptling.

Es war halb 1 Uhr, als wir ganz durchnäht in Nyiloak anlangten, denn zu dem ohnehin schon reichlich vorhandenen Bade von innen heraus hatte sich noch in mehr als reichlicher Fülle von obenher ein ergiebiges Bad gesellt. Schweißtriefend und regennäß sprachen wir beim Dorfhäuptling vor. — Über die zahlreichen, von der Höhe des Fahrrades aus mit dem Erdboden gemachten Bekanntschaften will ich lieber den Mantel des Schweigens breiten. — Mit Freuden wurden wir vom Häuptling aufgenommen und sogleich in eine seiner reinlichen Hütten geführt, die er uns vollständig zur Verfügung stellte.

Nach wenigen Minuten schon war der kleine Raum gefüllt mit neugierigen Besuchern, die hundert und noch mehr Fragen an uns richteten. Auch des Häuptlings älteste Tochter, ehemalige Köchin des P. Kohnen bei seinen dortigen Besuchen, hatte sich eingefunden und bot uns ihre Dienste an, von welchem Anerbieten wir bereitwilligst Gebrauch machten; verlangte doch unser Magen schon gebieterisch sein Recht. Während nun mein Mitbruder mit den Leuten plauschte und deren hunderterlei Fragen zu beantworten suchte, betrachtete ich mir die Köchin und ihr Gebaren. Sie mochte hoch 20 Jahre zählen und war ausnahmsweise sehr sauber. Lange segte sie das Innere des Kochtopfes; dann aber, als sie genug gerieben zu haben glaubte, warf sie einen Blick des Wohlgefollens in die Tiefen des Gefäßes und, zum Zeichen ihrer Selbstzufriedenheit sowie um ihrer Wohlgeneigtheit uns gegenüber würdigen Ausdruck zu verleihen, spuckte sie kräftig in den Topf. . . . Ein eigentümliches Empfinden verspürte ich allerdings in meiner Magen- gegend bei diesem Anblick, aber hier lebe ich unter einem Volke, bei dem das Spucken eine große Rolle spielt im täglichen Leben.

### Das zärtliche Anspucken.

Kommt der Jüngling oder die Tochter nach längerem Fernsein vom elterlichen Hause wieder

heim, so wird es eine gute Schillukhausmutter nie unterlassen, ihr zurückgekehrtes Kind mit Freudenbezeugungen und Liebfosungen zu überschütten. Dazu gehört aber vor allem anderen, daß sie dem Kinde auf den Kopf spuckt, es zärtlich streichelt und mit Rosenamen überhäuft. — Macht man einem Schilluk liebevolle Vorstellungen über sein ungehöriges Verhalten, er solle sich doch schämen usw., so wird er sich ganz gewiß auf den Rücken seiner Hand spucken und sie beschwichtigend gegen den Ermahner ausstrecken mit den Worten: „Ja, Vater, du hast recht gesprochen; ich werde mich bessern.“ — Doch auch als Zeichen ganz besonderer Gewogenheit anderen gegenüber ist das Anspucken üblich. So passierte es mir gelegentlich einer meiner täglichen Medizinstunden, daß der alte Häuptling unseres Dorfes kam, um sich für seine entzündeten Augen eine Einspritzung machen zu lassen. Die am Boden hockenden Kranken fragte er, wer sie seien, und waren es bekannte Namen, die er zu hören bekam, so nahm er den Kopf des Betreffenden zwischen beide Hände, spuckte darauf und wischte den Speichel dann unter einer Segensformel ab. Auch ich ward dieses Segens teilhaftig. — Also schon etwas bekannt mit den Gebräuchen des Landes, drückte ich beide Augen bei dem Gebaren meiner Köchin zu und ließ mir Huhn und Reisbrühe trefflich munden.

Hierauf streckte ich mich auf einer Ochsenhaut ein wenig zum Schlafe nieder, da ich erschöpft war von dem Marsche in der afrikanischen Hitze und dem fast dreistündigen Schieben und Tragen meines Rades durch die wilde Steppe. Mein Mitbruder, in Folge seines 13jährigen Aufenthaltes in Afrika schon an Stärkeres gewöhnt, besprach unterdessen mit dem Häuptling die Missionsangelegenheiten. Derselbe betrachtete es als ganz selbstverständlich, daß alles wieder so sein sollte wie vor dem Kriege. Wir sollten nur bald eine Schule eröffnen; Kinder bekämen wir genug zum Unterricht. — Als ich die Augen aufschlug, war es bereits halb 3 Uhr geworden. Es mußte also langsam an die Heimkehr gedacht werden. Da aber während unseres Verweilens in der Hütte neuerdings ein heftiger Regen über die ganze Gegend niedergegangen war, der den Lehmboden ringsum stark aufgeweicht hatte und in Folge dessen das Wandern bedeutend erschwerte; da ich zudem meinem

Rade mehr als einen Verband anlegen mußte, um es halbwegs gangfähig zu machen, und die Heimkehr am gleichen Tage eine zu große Anforderung an meine Kräfte stellte, entschloß ich mich, dort zu bleiben und beim Häuptling zu übernachten.

Es war etwas nach 3 Uhr, als mein Mitbruder aufbrach. Auch für ihn war es, wie er mir des anderen Tages erzählte, ein hartes und schweres Stück Arbeit, sich durch den kotigen Lehmboden durchzuarbeiten, und mehr denn einmal wollte er sich draußen in der Wildnis zur Nachtruhe niederlegen, hätte ihn nicht der Gedanke an die ungezählten Hyänen und anderes Getier bewogen, sein Bestes daranzusetzen, um doch heimzukommen.

Ich betete in-  
zwischen mein  
Brevier, unter-  
hielt mich so gut  
es ging mit den  
Leuten des Dor-  
fes und begann  
dann, mein Nacht-  
lager herzurichten.  
Da die Neger-  
hütten keine Fen-  
ster besitzen, son-  
dern nur mit einer  
kleinen Thür ver-  
sehen sind, die aber  
wegen der zahl-  
losen, fieberverbreitenden Stechmücken in der  
Nacht geschlossen sein muß, ist die Luft in solchen  
Räumen die denkbar schlechteste und kann von  
einem erquickenden Schläfe für einen Fremden  
keine Rede sein. Deswegen machte ich von dem  
Anerbieten des Häuptlings, mir sein Angarep  
(hölzerne Bettstatt, deren Rahmen mit Gras-  
stricken überspannt ist) zur Verfügung zu stellen,  
um in demselben unter freiem Himmel im  
Hofe zu schlafen, gerne Gebrauch.

#### Das doppelte Abendessen.

Zum Abendessen lud mich der Häuptling ein, ihm in seine Privatgemächer zu folgen. Da lebt er mit seinen Frauen und Kindern.

Wie viele Frauen er besitzt, weiß ich nicht; wohl aber weiß ich, daß er deren mehrere hat. Wir ließen uns beide auf einer säuberlich zu-  
bereiteten Antilopenhaut nieder, während seine  
Tochter, meine Köchin, eine große Schüssel

dampfenden Durrahmuses, unserem europäischen  
Reismus nicht unähnlich, vor uns auf den  
Boden stellte und ihrem Vater und mir eine  
schöne Austermuschel als Löffel in die Hand  
drückte. Für gewöhnlich ist man nur mit den  
Händen, aber der Häuptling wollte es heute,  
mir zu Ehren, nobler geben, und wir besorgten  
dieses Geschäft darum mittels schöner Muscheln.  
Hernach folgte noch eine Kürbißschale mit ge-  
ronnener, dicker Milch und das Mahl war  
beendet. Nun aber hatte ich die Pflicht, ihn  
zu meinem Abendessen einzuladen. Meine  
Köchin hatte die Überreste des zu Mittag ge-  
schlachteten Huhnes aufgewärmt, dazu eine  
kräftige Reisjuppe bereitet und ließ als würdi-



Guten Appetit!

gen Abschluß des  
Ganges noch einen  
Tee folgen. Der  
Häuptling hielt  
wacker mit; ich  
hatte sein Herz  
vollends gewon-  
nen, als ich ihm  
erklärte: „Das  
übrige kannst jetzt  
alles du allein aus-  
essen.“ Er schmun-  
zelte und war ganz  
entzückt von der  
Liebenswürdigkeit  
seines Gastes.  
Nach diesem zwei-  
ten Abendessen

ließ ich mir für den Morgen noch Waschwasser  
bringen, verrichtete mein Abendgebet, suchte mein  
Angarep auf, schlüpfte in das Mückennetz, um  
vor diesen lästigen Blutsaugern geschützt zu  
sein, und streckte mich zur Ruhe nieder.

Es war eine schöne, mondhelle Nacht; lang-  
sam war das nächtliche Gestirn am fernen  
Horizont heraufgezogen und hatte die ganze  
Gegend wie mit magischem Zauber übergossen.  
Einige Dumpalmen, der ständige Gast in jedem  
Schillukdorfe, ragten gespensterhaft über die  
niedrigen Negerhütten empor und wiegten leise  
ihre großen fächerartigen Blätter im säuselnden  
Abendwinde. Ringsum herrscht feierliche  
Ruhe, nur in einer nachbarlichen Hütte ver-  
nimmt man noch das dumpfe Gemurmel von  
zwei oder drei älteren Personen; dagegen  
singt und summt es um mein Mückennetz von  
Stechmücken, die alles aufbieten, um irgendwo  
Einlaß zu finden. Es war wirklich ein Hoch-

genuß, deren hundertstimmigem Konzerte lauschen zu können, mit dem tröstlichen Bewußtsein, sich vor ihren juckenden Stichen und ihrem ansteckenden Gifte sicher zu wissen. — Ich träumte mit wachen Augen. Gerade vor Jahresfrist weilte ich, Missionspredigten haltend, im schönen Etschland, dem Paradiesesgarten von Tirol, mit seiner kernkatholischen, tiefgläubigen Bevölkerung und pilgerte durch die in feenhafter Blütenpracht gekleideten Gärten des Burggrafenamtes, und heute liege ich in einem afrikanischen Negerdorfe, rings umgeben von armen, in Finsternis und Irrtum versunkenen Heiden und fahler, über Wüste, wo jedes Gräslein unter den Strahlen einer alles versengenden Sonne erstirbt. Ich danke Gott für das Glück des heiligen Glaubens und meines Berufes als Apostel des heiligsten Herzens, diesen Unglücklichen die Wohlthat der Erlösung und die Segnungen des Christentums bringen zu dürfen. Mit diesem Gedanken schlummerte ich ein.

#### Ein sauberer Kaffee.

Hundegebell weckte mich am Morgen. Es war gegen 5 Uhr; in den Frauenhütten des Häuptlings herrschte bereits Leben. Auch ich erhob mich vom Lager, und es dauerte nicht lange, kam auch schon der Häuptling, um mir den Morgengruß zu bringen. Mit ihm erschien auch der Küchengeist von gestern. Wir plauschten eine Weile miteinander; der Häuptling erzählte mir von den Missionären, die früher bei ihm im Dorfe gewesen, und wie man sie so gern gehabt und wie er froh wäre, wenn sie wiederkämen, um die Kinder in den Glaubenswahrheiten zu unterrichten. Inzwischen hatte die Köchin ein Feuer gemacht, um mir für den bevorstehenden langen Rückmarsch einen besonders kräftigen Kaffee zu bereiten.

Aber, o weh! Sie nimmt hiezu ausgerechnet jenes Wasser, worin ich mich gewaschen! In einer Kürbischale hatte sie es mir am Abend zu Häupten meines Bettes auf den Boden gestellt. Wahrscheinlich hatten auch schon die Hunde von diesem Wasser geschlürft und ihren Durst gestillt. Und nun, nachdem das ohnehin stark bräunliche Flußwasser einen bedenklichen, dunklen Ton angenommen, da holt meine Köchin dieses mehr als zweifelhafte Wasser, gießt es, ehe ich es noch hindern konnte, in das über dem Feuer hängende Kochgefäß und braut mir einen famoson Kaffee; dunkel war er genug und kräftig auch. Ihn zurückweisen hätte meine Köchin, die sich auf ihre Kunst gewiß etwas zugute hielt, gekränkt; auch hätte sie erst frisches Wasser von weither holen müssen, und die Zeit drängte zum Ausbruch, wollte ich wenigstens eine Strecke Weges in der kühlen Morgenluft zurücklegen. Als das Frühstück beendet war und ich meinem liebenswürdigen Gastgeber wie der noch liebenswürdigeren Köchin einige Pfaster in die Hand gedrückt hatte, verabschiedete ich mich von den guten Leuten des Dorfes, die, als sie die Glocke meines Fahrrades hörten, in Menge herbeiliefen, um mir ihre Abschiedsgrüße zuzurufen. Der Häuptling begleitete mich noch eine kurze Strecke Weges; dann blieb auch er zurück, nachdem er mir neuerdings das Versprechen abgenommen hatte, ihn bald wieder zu besuchen. Ich drückte ihm zum Abschied die Hand, schwang mich auf mein Rad, und dahin ging's . . . Durch die schier endlose Steppe führte ich mein Reittier wieder geduldig am Zaume. Schließlich nahm auch dieses harte Stück Weges ein Ende, und es war noch nicht halb 2 Uhr, als wir beide, ich und mein Rad, wohlbehalten unser trautes Heim in Tonga erreichten.

## Serichtsbarkeit im Tagaleland.

Von P. Otto Huber.

### Land und Leute.

Der hauptsächlichste und interessanteste Teil Südkordofans heißt Dar Kuba, das heißt Wohnsitze der Kuba. Dieses Gebiet grenzt nördlich an Nordkordofan, östlich an die Wohnsitze einiger Araberstämme, welche sich längs des Weißen Nils niedergelassen haben, und an das Schilluk-

land, südlich an die baumlosen Niederungen des No-Sees, des Bahr el Ghazal (Gazellenfluß) und des Bahr el Arab (Araberfluß). Westlich besonders an die Homo- und Messeria-Araber. Es ist dies eine Fortsetzung der Hochebene Nordkordofans, die sich nach Süden hin immer mehr erhöht und endlich ins Flachland des Bahr el

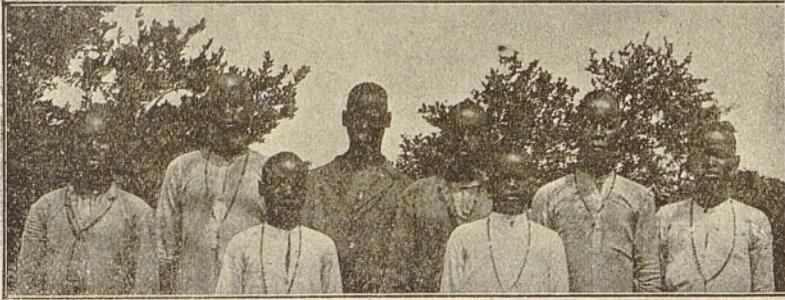
Ghazal und Bahr el Arab übergeht. Das Gebiet weist zahlreiche Bodenerhebungen auf, die oft zusammenhängende, sonst auch durch Täler und Gießbäche getrennte Gruppen und Ketten bilden. Mitunter ragen auch isolierte Berge gleich gewaltigen Steinhäufen aus der Ebene empor.

Das Gebirgsland war ursprünglich völlig von Schwarzen bewohnt, und diese haben heute noch den weit größeren Teil der Berge inne, mit Ausnahme einiger weniger, wo eine fremde, gemischte Bevölkerung die Ureinwohner verdrängt hat. In der Ebene wohnen die Baggara-Araber. Im nördlichen Gebiete bei Dilling sind auch Takarir, das heißt Leute aus den Fellata- und Haussa-Staaten Westafrikas zu finden, die bei ihren Wanderungen nach Mekka sich hier ansässig gemacht haben. Gestützt auf die einheimische Über-

sich gegenseitig nicht verstehen. Auch hat eine und dieselbe Berggruppe verschiedene Dialekte, weil dort Gemeinschaften von verschiedenen Stämmen ansässig sind.

#### Tagale und einftige Rechtspflege daselbst.

Im nordöstlichen Teile des Dar-Nuba-Gebietes liegen die Tagale-Berge. Den Kern davon bildet eine Hügelmasse, in der Mitte von der in entgegengesetzter Richtung hin nach Südosten und nach Norden sich zwei Hügelgruppen ausdehnen. Die nördliche ist bedeutend höher und felsiger als die südliche und weist steile, fast unzugängliche Stellen auf. Das Gebiet war ursprünglich ganz vom Nubanerstamm der Sigaring bewohnt, die bekannt waren wegen ihres Reichthums an Pferden und Rindern.



Junge Neuchristen.

lieferung und auf Sprachstudien ist anzunehmen, daß diese Schwarzen nicht nur Kordofan, sondern auch die Nilländer bis weit hinaus über Dongala nach Norden bewohnt haben, denn zwischen der Berberiner-Sprache Nordnubiens und dem Dialekte der Schwarzen, der in der Umgegend von Dilling in den Nubaner Bergen geredet wird, herrscht Ähnlichkeit. Es scheint, daß sie einerseits durch Eindringlinge von Norden, das heißt von Ägypten her, und andererseits durch Belästigungen der Kuschiten von Osten her sich genötigt sahen, die Nilländer zu verlassen und sich auf Kordofan zu beschränken. Von da wurden sie wiederum durch arabische Einwanderer gezwungen, sich auf die Berge zurückzuziehen. — Was die Sprache betrifft, reden einige Berge dieselbe Sprache; bei anderen Bergen hat die Sprache Ähnlichkeit und bei manchen ist sie gründlich verschieden. Es kommt vor, daß Berge, die nahe aneinander liegen,

Heutzutage sind die Nubaner auf die Hügel zurückgedrängt, wo sie ihre heidnischen Gewohnheiten und ihre Sprache bewahrt haben. — Eine Gruppe arabischer Auswanderer kam einst herangezogen und ließ sich da nieder. Sie gewann durch ihre überlegenen Waffen die Oberhand über die Schwarzen und gründete den Ort Keraia. — Der Häuptling, Mak genannt, behauptet, daß seine Familie aus Dar-Fur herrühre und vom Stamme der Beni-Hilal-Araber sei. Angehörige von anderen Araberstämmen, die aus verschiedenen Gründen ihre Stammesfamilie verließen, und Strolche aus allerhand Gegenden, die wegen verübter Missetaten ihrem Heim entlaufen waren, strömten hier zu. Sie fanden Schutz und Aufnahme, durften aber den Ort nicht mehr verlassen. So wurde denn das Gebiet eine Zufluchtsstätte für Unzufriedene und Frebler, und so bildete sich allmählich ein Mischlingsvolk, Tagaler genannt.

Es steht zwar unter einem gemeinsamen Häuptling, redet aber wegen verschiedenartiger Herkunft fünf verschiedene Dialekte.

Die Häuptlinge von Tagale gelangten zu Ansehen und Macht. Sie brachten den größeren Teil von Südkordofan unter ihre Botmäßigkeit und verlangten Steuern von Arabern und Kubanern. Seit dem 17. Jahrhundert haben sie sich mit Erfolg bemüht, jeden Einfluß der Sultane von Dar For im Westen wie auch der Fug-Sultane zu Sennaar im Osten aus ihrem Lande fernzuhalten. Selbst den ägyptischen Eroberern haben sie die Oberherrschaft über ihr weites Gebiet nicht abtreten wollen. Der Mak Kaser hat sogar eine ägyptische Expedition, die gegen ihn zog, in die Flucht geschlagen.

#### Mak Kaser.

Es war dies ein Mann von außerordentlicher Begabung; mittelmäßig von Gestalt, aber stark gebaut, mit hervorragender Stirn und von völlig schwarzer Hautfarbe. Stechende Augen blitzten in den tiefen Augenhöhlen, über die lange Augenbrauen herabhängen. Die ausgesprochene Neigung seiner Untertanen für Unehrlichkeit und Frevel war ihm wohl bekannt. Er wollte sie auf energische Weise im Zügel halten und ergriff deshalb eine Art von Strafverfahren, das man im Auslande grausam nennt. — Bei den Araberstämmen Kordofans unterschied man beim Rechtsverfahren zwischen Bergehen, die man mit dem Abschneiden eines Fußes oder einer Hand oder eines Ohres bestrafte, und solchen, über welche das Todesurteil verhängt wurde. — Leute aber, die ihrem Nächsten etwas schuldig waren, wurden einfach zur Zurückerstattung verpflichtet. — Dem Mak Kaser schien solch ein Vorgehen viel zu gelinde. Wer immer verklagt wurde, daß er seinem Nächsten Geld oder sonstige Sachen schulde, wurde ohne weiteres in Ketten geworfen, bis seine Verwandten die Schuld beglichen hatten. Erst dann wurde er freigelassen und mußte für den Kettengebrauch und den Aufenthalt im Gefängnisse 40 Piafter entrichten, das heißt etwa 8 Mark deutscher Friedenswährung. — Würde in den zivilisierten Ländern eine Gebühr für den Aufenthalt im Gefängnisse eingehoben werden, so wäre die Zahl der Gefängnisbewohner gewiß bedeutend kleiner.

Wer immer eines Verbrechens für schuldig befunden ward, wurde einfach hingerichtet, entweder durch einen rajchen oder durch einen

langsamem, qualvollen Tod. Übrigens sorgte Mak Kaser dafür, daß niemand unschuldig zum Tode verurteilt wurde. Der von ihm angestellte Richter (Gadi) war ein unbescholtener Mann. Wurde eine Klage vor ihn gebracht, so mußten die Kläger Zeugen vorführen. Diesen schärste der Gadi ein, nur das auszusagen, was sie mit eigenen Augen gesehen, und keine Dinge vorzubringen, die sie nur durch Hörensagen wußten. Die Zeugen hüteten sich vor falschen Aussagen, aus Furcht, selbst dem Tode anheimzufallen. Kam der Gadi zur Ansicht, daß die Zeugen ihrer Sache nicht ganz gewiß waren, so wies er einfach die Klage ab. Im entgegengesetzten Falle aber ließ er sie einen Schwur ablegen, daß sie die Wahrheit sagten. Dann wendete er sich an den Angeklagten und sagte zu ihm: „Du hast diese und diese Schuld begangen; gesteh' sie nur ein! Das Leugnen hilft dir nichts, denn hier sind Zeugen, die dich gesehen haben.“ Dieser bekannte oft auch seine Schuld. Ausreden und Entschuldigungen wurden nicht angenommen, und der Gadi fällt den Richterspruch. Dieser konnte nicht mehr umgeändert werden. Weder Geld noch Hab oder Gut der Freunde vermochten den Verurteilten dem Tode zu entreißen.

#### Das Zerschmettern des Kopfes.

Die leichteste Todesart bestand darin, daß man dem Verbrecher den Kopf zwischen zwei Steinen zerquetschte. Das Verfahren ging zwar schnell vor sich, war aber echt afrikanisch. Dieser Strafe verfiel, wer einen Diebstahl begangen hatte. Als Diebe erklärte der Mak diejenigen seiner Untertanen, die auf seinem eigenen Gebiete oder im Gebiete eines befreundeten Stammes Sachen entwendet hatten. — Solche aber, die bei einem feindlichen Stamme stahlen, waren nach seiner Ansicht keine Diebe, sondern fähige, wackere Leute. Er spendete ihnen Lob und Anerkennung und gab ihnen auch einen Teil der gemachten Beute zur Belohnung. — Von einem Unterschiede zwischen kleinen und großen Sachen wollte der Gadi nichts wissen. Er sagte kurz und bündig: Das Kleine deutet auf das Große hin; wer wenig stiehlt, der stiehlt bei Gelegenheit auch viel. — Man band den Schuldigen am ganzen Leibe fest, legte ihm den Kopf auf einen Stein, wie auf ein Kopfkissen, und ließ einen andern schweren Stein darauf niedersinken, so daß Gehirn und Blut nach allen Seiten hin spritzten. Der Leichnam wurde dann in einen etwas entfernten tiefen

Gießbach geworfen, den Masgeiern und nächstlichen Raubtieren zum Fraß.

Ebenso verfuhr man mit denjenigen, die eine geraume Zeit zu Tagale anfässig waren und durch die Flucht sich der Herrschaft des Mak entziehen wollten, waren es Sklaven oder freie Leute. — Der Sklaven gab es zu Tagale eine große Anzahl. Sie waren teils bei Raubzügen gegen andere Stämme erbeutet worden, teils dort geboren oder hatten sich teils aus anderen Gegenden dorthin geflüchtet, in der Hoffnung, daselbst bessere Verhältnisse und Behandlung zu finden als bei ihrem einstigen Herrn. — Diese Sklaven leisteten gute Dienste bei Ackerbau und Viehzucht. Der Mak wußte ihren Wert zu schätzen und gab ihnen auch Frauen, damit sie in seinem Gebiet ein beständiges Heim gründen konnten. Jedoch keiner von ihnen durfte sich mehr entfernen. Wer einen Fluchtversuch machte und dabei ergriffen wurde, durfte sicher mit dem Tod auf die eben beschriebene Weise rechnen. Man vollzog das Urteil in Gegenwart anderer Sklaven, um diesen Furcht einzujagen. — Auch Kinder freier Araber, die von ihren Eltern dorthin geführt worden waren und denen das Land nicht gefiel, wurden ebenso behandelt, wenn sie sich anderswohin begeben wollten.

Unter anderen kam ein Araberjüngling, der einst im Heere des Kalifen Abdullahi gedient hatte, mit seiner Mutter nach Tagale. Das Leben daselbst wollte ihm nicht recht bejagen. Erlaubnis zur Abreise konnte er keine bekommen. Deshalb faßte er den Entschluß zu fliehen und gewann für sich einen Sklaven, der ebenfalls die Freiheit ersehnte. Der Jüngling kannte sich zwar gut in der Umgebung aus, begriff aber, daß er doch ein großes Wagnis unternahm. Er entwendete zur Sicherheit ein Gewehr mit Schießbedarf, und beide brachen heimlich auf, geschützt vom Mantel der dunklen Nacht. Ihr Proviant bestand aus einem kleinen, gefüllten Wasser Schlauch und etwas Erdnüssen. Die Furcht, verfolgt zu werden, verlieh ihnen eine außerordentliche Schnelligkeit und Kraft. — Am folgenden Morgen tauchten plötzlich seitwärts in etlicher Entfernung zwei Männer mit Lanzen auf. Ihre Ahnung hatte sich also erfüllt; sie wurden verfolgt. „Halt!“ riefen ihnen die beiden Lanzenträger zu, „werfet das Gewehr ab!“ — Der Sklave zitterte, jedoch der Araberjüngling bewahrte seine Fassung. „Kommet zu uns her“, erwiderte er ihnen und legte das Gewehr auf den Boden nieder. Die Verfolger kamen auf

sie zu, in der Meinung, die Flüchtlinge wollten sich ergeben. Als sie aber in Schußweite gelangt waren, entschloß sich der Araber rasch zur Tat. „Setzt handelt es sich ums Leben,“ schrie er, ergriff flink das Gewehr und feuerte auf die Herannahenden ab. Der eine von ihnen stürzte tödlich getroffen zusammen; der andere war leicht verwundet und ergriff hindend die Flucht. — „Siehst du, dieser Mann da ist nun tot,“ wendete sich der Araber an seinen Gefährten, auf den am Boden Liegenden hindeutend; „dich aber und mich erwartet ein viel schlimmeres Ende, wenn wir nicht die äußerste Kraft anbieten zu entkommen.“ Nach einer Reise von zwei Tagen überschritten sie das Gebiet von Tagale, mit verwundeten Füßen infolge des angestrengten Marsches. Des Tages über hielten sie sich im Gebüsch versteckt und bei Nacht gingen sie voran, indem sie an bekannten Wasserstellen ihren Durst löschten. Endlich gelangten sie an einen Ort, wo sich Regierungsbeamte befanden. Sie konnten vom Glück reden; sie waren gerettet. — Doch die meisten Flüchtlinge wurden eingeholt und büßten ihren verwegenen Streich mit dem Leben.

#### Der Bratstein.

Dem Mak Naser dünkte die Todesart durch Zerquetschen des Kopfes zwischen zwei Steinen eine rasche und wenig schmerzliche zu sein. Nicht allen Verbrechern sollte ein so leichter Tod zuteil werden. — Er hatte deshalb auch eine große Steinplatte herrichten lassen, die glühendheiß gemacht wurde, um darauf die Verurteilten lebendig zu braten. — Ein besonderer Henker waltete da seines Amtes. Seine einzige Beschäftigung bestand darin, die Missetäter zu peinigen. Nachdem der Gadi das Todesurteil gefällt hatte, nahm der Henker den Schuldigen in Empfang und legte ihm im Gefängnisse Fesseln an die Füße. Am folgenden Morgen fand die Hinrichtung statt. War der Verurteilte eine bekannte Person, so ließ der Mak die Trommel schlagen, und die Leute der Umgegend kamen herbei, der Urteilsvollstreckung beizuwohnen. Sonst erschienen mitunter auch Neugierige. Vor allem wurde Holz auf der Steinplatte angezündet und verbrannt, bis diese in glühendheißem Zustand geriet. Hierauf schob man die Kohlen beiseite. Der Henker ergriff nun sein Opfer, zog ihm unter gewaltigen Schmerzen die Füße bis zum Kopfe und band es mit Sehnen von erlegtem Wilde zu einem Knäuel

zusammen. Dann nahm er die fugelartige lebendige Masse, die Schreie der Verzweiflung ausstieß, und warf sie auf den feurigen Stein. Manchmal band man auch dem Verurteilten die Füße zusammen, die Hände auf den Rücken und schob ihn so auf den Bratstein. Der Unglückliche stöhnte und seufzte dermaßen, daß es etlichen von den Zuschauern unwohl wurde. Der Henker selbst stand kaltblütig daneben und wälzte das Todesopfer bald auf die eine, bald auf die andere Seite, mit derselben Gleichgültigkeit, mit der ein Metzger ein Stück Vieh schlachtet. Hatte der Verurteilte ein zähes Leben, so versetzte ihm der Henker mit einer Stange auch Schläge auf den Kopf, den Tod zu beschleunigen. Nachdem der Tod eingetreten war, ging er, frische Baumblätter zu holen. Damit wickelte er den Leichnam ein und trug ihn zu einer Höhle in der Bergwand, wo er ihn hineinwarf. Er schloß die Höhle mit einem Stein, reinigte die Steinplatte und ging dann nach Hause. Sein Tagewerk war vollendet und der Mak zahlte ihn dafür. Von Zeit zu Zeit begab sich der Henker dann in die Höhle, um die Totenknochen in einer Ecke zusammenzuhäufen. — Zu diesem qualvollen Tode wurden diejenigen verurteilt, die Nachrichten aus dem Lande bei feindlichen Häuptlingen veröffentlichten und deshalb als Verräter galten. — Ebenso Sklavenjäger.

Ein Baggara-Reiter stahl einst im Tagale-Gebiete ein schwarzes Mädchen, lud es auf sein Pferd, hielt ihm den Mund zu, damit es nicht schreien könne, und eilte damit im Galopp davon. Leute jedoch, die auf dem Felde arbeiteten, hatten den Vorgang gesehen und schlugen Alarm. Die Näheren riefen den Entfernteren zu und diese stürzten auf den frechen Menschenlieb los. Nur mit knapper Mühe gelang es ihnen, seiner habhaft zu werden. Die Beute wurde ihm abgenommen. Er selbst wurde vor Mak Kaiser geführt. „Du kommst also in mein Land, um Menschendiebstahl zu begehen“, donnerte er ihn an. „Dafür sollst du auch deine Belohnung haben.“ Augenblicklich ließ er vor seinen Augen den Stein erhitzten. Der Araber begriff, was für ein grauenhafter Tod ihm bevorstand. Er winselte und rief aus: „Ja mauti el achlaf el mautat“, das heißt: „O mein Tod, so verschieden von

anderen Todesarten.“ Er wurde auf der glühenden Steinplatte getötet und büßte seinen kühnen Frevel. — Auch Mädchen und Frauen, die aus Vergehen schwanger geworden, wurden zu diesem qualvollen Tode verurteilt. Bei ihrer Hinrichtung wurden oft Personen weiblichen Geschlechtes vorgeladen, um das Stöhnen und die Todesseufzer der Schuldigen zu hören und daran ein abschreckendes Beispiel zu nehmen.

Der jetzige Mak von Tagale heißt Adam Geile. Er steht bei der Sudanregierung gut angeschrieben; denn er hat den fliehenden Derwischen im Jahre 1898 schwere Verluste beigebracht und als Belohnung dafür ein Ehrenkleid bekommen. Auch er hat es für gut befunden, die Gerichtsbarkeit auf dieselbe barbarische Weise auszuüben wie seine Vorfahren. Endlich wurde in seinem Gebiete eine Regierungsstation eröffnet und dem grausamen einheimischen Rechtsverfahren dadurch ein zähes Ende bereitet. Als stummer Zeuge ist noch der Bratstein vorhanden, auf welchem so manche ihren Geist aushauchten. — Der letzte Henker war bereits in der Arbeit ergraut, als er sich in den Ruhestand begeben mußte. Der äußeren Erscheinung nach war er ein ehrwürdiger Mann, und wer ihn nicht kannte, hätte ihm nicht zugetraut, daß er fähig war, die Menschen zu Tode zu peinigen. Wann er hörte, daß Missetäter jetzt eingekerkert und mit Ketten an den Füßen zur Zwangsarbeit geführt wurden, schüttelte er bedenklich sein beharrtes Haupt und meinte, sein einstiges Handwerk sei für die öffentliche Ordnung doch von größerem Nutzen gewesen.

Europäische Leser tun vielleicht schwer, solchen Dingen Glauben zu schenken, und dennoch ist dieses Rechtsverfahren der früheren Mak von Tagale im Sudan wohlbekannt. An verschiedenen Orten sind Leute zu finden, die davon berichten und auch Augenzeugen gewesen sind. Sie meinen, Afrikaner müssen eben auf afrikanische Art und Weise behandelt werden. — Jetzt, nachdem die einheimische Gerichtsbarkeit aufgehört hat, genießen die Tagaler den Ruf von unheilbaren Trunkenbolden und Betrügnern. — Möge Gott, daß die Schwarzen der Kubanerberge sich bald zum Christentum bekehren!\*)

\*) Der hochwürdige Verfasser dieses Berichtes war zwanzig Jahre als Wandermissionär im nördlichen Sudan tätig und hatte auf seinen Missionsreisen Gelegenheit, die gesellschaftlichen Verhältnisse vieler Sudantvölker kennenzulernen.

## Missionsrubrik für die Jugend.

Von P. Jakob Lehr, Rektor.

### Lyepo.

Es war Mitte der achtziger Jahre des verfloffenen Jahrhunderts. Der Derwisch Mohammed Ahmed war im ganzen nördlichen Sudan eine Berühmtheit geworden. Als mohammedanischer Mönch hatte er seit Jahren das Land durchwandert und mit aufreizenden Predigten den Fanatismus seiner Glaubensgenossen bis zur Siedehitze gesteigert. Der Name Mahdi oder Gottesgesandter, den er sich mit Vorliebe beilegte, wirkte bereits wie ein Zauberwort. Die Saumseligkeit und Zwietracht, die Furcht und Unbesonnenheit seiner Gegner verschafften ihm eine Reihe unerwarteter Erfolge. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich von Hütte zu Hütte die gerngegläubte Kunde, der Mahdi habe die Macht, seiner Feinde Kugeln in Wasser zu verwandeln. Kein Wunder, daß dieser wohlgenährte Wahn ihm neue Scharen von Abenteurern aller Art in die Arme trieb. Im Osten und Westen loderte die Flamme des Aufruhrs empor. Nordwärts und südwärts zogen dem Nil entlang die beute lustigen Haufen unter dem Banner religiöser Begeisterung.

Auch über das Schillukland schlugen die wuchtigen Wellen der neuen Bewegung. Die Abschaffung der Sklaverei hatte keinen Platz im Programm des Mahdi gefunden. Im Gegenteil. Durch die verlockenden Aussichten auf ergiebige Sklavenjagden waren die berühmtesten Sklavenjäger von ihm gefördert worden.

Auch das Schillukland wurde von solchen Raubzügen unter der Mahdiherrschaft sehr stark mitgenommen. Noch jetzt lebt der alte Ingrimm darüber in gar manchen Liedern fort. Aber auch in der größten Not hielt die alles überragende Liebe zur Heimat das Volk aufrecht. Berechtigter Stolz, unwandelbare Treue und felsenfestes Vertrauen auf eine bessere Zukunft schimmern durch Wort und Ton des folgenden Sanges.

Yié-k-un, yié-k-un!  
Schleppt nur fort, schleppt nur fort!  
Fá Nyikang pá nyitumo  
Das Land Nyikangs wird nicht vergehen!  
Loák-wa kyeto  
Unser Volk will es nicht,

Loáke pa túgio.

Das Volk kennt keinen Scherz.

Akyel ádongo

Ein (Dorf) allein ist übrig geblieben,

Pan a de Kur

(Nämlich) das Dorf des Kur,

Pan a de Genbek.

Das Dorf des Genbek.

Pá wate bang en?

(Aber) hat er (vielleicht) keine Söhne?

Wí yieke yiéko!

Laß sie daher nur fortschleppen!

Fá Nyikang pá nyitumo!

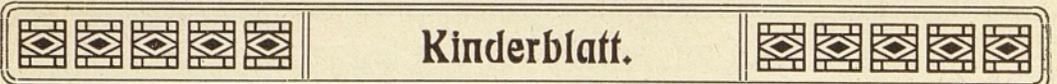
Das Schillukland geht nicht zugrund!

Es war ein schöner Tag des Monats Fänner. Das bange Gerücht, die Derwische seien im Anzug, flog von Dorf zu Dorf. Jedermann wußte davon zu erzählen; niemand hatte indes etwas Verdächtiges gesehen. Die Gefühle des Naturmenschen wechseln so rasch wie die eines Kindes. Da nun der Abend durch das Geäste der alten Akazien so friedlich auf die Hütten lugte, war alles wieder beruhigt.

Draußen am Fluß stand jedoch einer, dem die Sorge nicht von der Stirne wich. Es war Lyepo, der Zauberer. Man hätte ihn für eine eherner Statue halten können. Bekleidet war er nur mit einem Stief blauen Luches, das auf der linken Schulter geknüpft die obere rechte Körperseite vollständig freigab und nur lose wie eine breite Schärpe den Leib umhüllte. Nach Schillukseite hatte er den linken Fuß oberhalb des rechten Knies auf den Schenkel gestemmt und hielt sich im Gleichgewicht dadurch, daß ihm die Lanze in der Rechten als Stütze diente. Die Linke lag lässig auf dem linken Knie.

Von der Schönheit des Bildes, das die Sonne hervorzauberte, als sie drüben am fernen Horizont der müden Erde den Abschiedskuß auf die granddurchfurchte Stirne drückte, schien er nichts zu bemerken. Die schmutzige Wasseroberfläche des Nils trieb auf einmal dahin wie ein wunderbarer, mit Gold durchwirkter Purpurteppich. Jede Wallung, jede kleinste Welle flammte auf in diamantener Scheine. Die über den Untiefen des Flusses schwimmenden, selbst bei Tageslicht noch hübschen Pflanzenbildungen waren übergossen von dem feenhaften Hauch des Märchenlandes.

(Fortsetzung folgt.)



## Kinderblatt.

### Liebe Kinder!

Vor allem wünsche ich euch ein „Glückselig Neues Jahr!“. Möget ihr recht selig sein im Glück eurer Unschuld und Reinheit des Herzens. Möge es wirklich ein neues Jahr für euch werden, in dem ihr nicht nur zunehmt an Alter, sondern auch wie das liebe Jesuskind „an Gnade und Weisheit vor Gott und den Menschen“.

Das heurige Jahr ist außerdem für die Mitglieder des Kindheit-Jesu-Vereines ein Jubiläumsjahr. Ein Jubiläum ist eine Gelegenheit, wo man voller Jubel, voller Freude sein soll. Und wie sollten sich die Kinder nicht freuen, da am Heiligendreikönigsfeste dieses Jahres fünfundsiebzig Jahre verflossen sind, seit der deutsche Kindheit-Jesu-Verein ins Leben trat.

Vor siebenhundert Jahren da machten sich auf einmal viele Tausende von Kindern auf den Weg, um über das Meer zu ziehen und das heilige Grab des göttlichen Heilandes aus den Händen der Heiden zu befreien. Allein sie hatten sich zuviel vorgenommen und die meisten kamen um, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Denn der Weg war zu lang, die Mühen zu groß, die Feinde zu stark.

Die Kinder nun, die sich seit fünfundsiebzig Jahren unter die Fahne des Kindheit-Jesu-Vereines scharen, haben noch ein größeres Ziel vor Augen als jene kleinen, unglücklichen Kreuzfahrer. Es handelt sich für sie nicht darum, ein Fleckchen Erde zu befreien, das uns teuer ist, weil der heilige Leib des Herrn dort ruht. Sie wollen helfen, dem göttlichen Erlöser die Seelen zuzuführen, für die er sein Leben hingegeben hat. Sie arbeiten mit den großen Missionären zusammen, daß möglichst viele Heidenkinder die heilige Taufe empfangen und so in den Himmel kommen können.

Wenn ein Vater zu seinem Kinde sagen würde: „Weg von mir, komme mir niemals mehr unter die Augen!“ — wäre das nicht schrecklich für das Kind? Und nun muß der liebe Gott dieses furchtbare Wort jeder Kindesseele zurufen, die ohne die heilige Taufe in den Himmel gehen möchte.

Welche Freude wird daher an diesem Jubel-  
feste nicht nur bei den Kindern des Kindheit-

Jesu-Vereines herrschen, sondern auch im Himmel droben, da seit diesen fünfundsiebzig Jahren über fünfzig Millionen Heidenkindern die heilige Taufe durch die Gaben des Vereines ermöglicht wurde.

Über fünfzig Millionen Mark haben die deutschen Kinder schon zu dem herrlichen Werke beigetragen. Wenn man da an den geringen Monatsbeitrag von fünf Pfennigen denkt, wird es einem so recht klar, was es heißt: Einigkeit macht stark! Die Not des Krieges hat diesem schönen Bestreben keinen Eintrag tun können. Im ersten, dritten und vierten Kriegsjahr haben die deutschen Kinder für den Kindheit-Jesu-Verein sogar mehr geopfert als alle Kinder der anderen Länder zusammengenommen. Und selbst im vergangenen Jahre so großer Entbehrungen hat die Sammlung der deutschen Kinder über dreieinhalb Millionen Mark ergeben. Es ist zwar wahr: unser Geld ist nicht mehr so viel wert wie das anderer Länder, aber der liebe Gott schaut nicht auf die Ziffer und Zahl, sondern auf das Opfer und den guten Willen des Gebers.

Ja angesichts unserer eigenen Not wird das Verdienst der deutschen Kinder wachsen wie das Lob der armen Witwe im Munde des Herrn. Jedes Almosen trägt seinen Lohn in sich selbst. Das Almosen des Kindheit-Jesu-Vereines, gepaart mit dem täglichen Vereinsgebete, muß den reichsten Segen Gottes herniederziehen. Gibt es etwas Edleres, als fremdes Leid mitfühlen? Gibt es etwas Besseres, als den wahren Glauben schätzen lernen und mehr helfen? Gibt es etwas Süßeres, als den göttlichen Heiland immer mehr zu lieben und andere seiner Liebe zuzuführen?

Liebe Kinder! Wenn ihr recht fleißig für die Bekehrung der armen Heiden betet und das kleine Opfer bringt, das der Kindheit-Jesu-Verein von euch verlangt, dann werdet ihr euch einer ganz besonderen Liebe des göttlichen Kinderfreundes erfreuen können. Es wird ihn förmlich drängen, euch zu segnen, da er ja gewissermaßen darum gebeten, als er sagte: Lasset die Kleinen zu mir kommen und wehret es ihnen nicht!

Diesen Gottessegnen wünscht euch in seiner ganzen Fülle  
euer Onkel Jakob.

## Nachrichten des Theologen-Missions-Verbandes Oesterreichs (Th. M. V. O.).

Der Vorort des Th.-M.-V. veröffentlicht folgendes, auf der IV. Theologen-Missionskonferenz gehaltene Referat nur wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes, dessen Erörterung noch nicht abgeschlossen ist.

### Einheitliches Arbeiten der Studiengirfel.

Von Fr. Norbert Schachinger, O. S. B. (Th.-M.-V. St. Florian).

„... Keine Missionsstat ohne Missionsliebe, keine Missionsliebe ohne Missionsverständnis, kein Missionsverständnis ohne Missionskenntnis, keine Missionskenntnis ohne Missionsstudium!“ Gehen wir von diesem Satze aus, so finden wir, daß Missionsstudium, Missionskenntnis usw. nur Vorbedingungen sind für die Missionsstat. Missionsstat muß daher auch die Frucht sein, die ein Missionsstudienzirkel zeitigen soll. Auf die Missionsstat muß alles hincielen, und daher müssen die Studiengirfel möglichst praktisch angelegt sein. Das ist mein leitender Grundsatz. Und nun werden Sie mir gestatten, daß ich die beiden im „Stern der Neger“ angekündeten Punkte meines Referates in umgekehrter Reihenfolge bringe. 1. Jeder Studiengirfel schafft sich ein vierjähriges Arbeitsprogramm. 2. Die Leitung legt den Zirfeln jährlich eine aktuelle Frage vor.

Es ist gewiß nicht leicht, ein Arbeitsprogramm so aufzustellen, daß einesteils jeder Theologe sich die wichtigste Kenntnis der gesamten Missionswissenschaft verschaffen kann und daß gleichzeitig auf das Wichtigste, die praktische Betätigung, Rücksicht genommen wird.

Unser Studiengirfel in St. Florian hat seit Jahren bereits ein von begeisterten Mitgliedern des Vereines ausgearbeitetes Programm für vier Jahre. Für jedes Jahr ist eine bestimmte Gruppe von Missionsländern vorgesehen, jedes Jahr hat ferner ein Gebiet aus der Missionswissenschaft. Es ist ein umfassendes Programm und sicher geeignet, den besonders eifrigen Mitgliedern die Möglichkeit zu bieten, sich mit dem Wichtigsten der gesamten Missionswissenschaft vertraut zu machen. Doch hat sich eben dieses Programm wenigstens in den letzten zwei Jahren nicht bewährt. Warum? Weil es viel zuwenig Rücksicht nimmt auf die praktische Arbeit in der Seelsorge. Dieses Programm nämlich, das in vier Jahren alle Missionsländer und alle Gebiete der Missionswissenschaft durchgeht, läßt nur zwei Möglichkeiten offen. Entweder

bildet man sich tatsächlich zu einem kleinen Missionsfachmann aus, der auf allen Gebieten ein wenig mitreden kann, oder man gelangt nur in den Besitz eines minimalen Stückwerkes von Missionskenntnis, das in der praktischen Seelsorge nicht den mindesten Nutzen bringen wird. Dieser zweite Fall wird aber nicht selten eintreten, da zur Erlangung des erstgenannten Erfolges viel Zeit und unermüdlicher Eifer erforderlich ist. Es sind das Bedingungen, die nicht jeder so leicht erfüllen kann.

Nun stellt aber die Volksmissionsbewegung, die sich jetzt vorbereitet, an unsere Studiengirfel eine größere Anforderung als die Heranbildung einer Anzahl von Führern in der Missionsbewegung. Gewiß! Denn jeder junge Priester, wie er jetzt hinauskommt in die Seelsorge, soll befähigt sein, sich gleich tatkräftig der Volksmissionsbewegung annehmen zu können. Dazu bedarf es aber praktischer Missionskenntnis. Eine intensive praktische Missionskenntnis aber wird mit einem Programm, das sich auf alle Missionsländer und auf das ganze Gebiet der Missionswissenschaft erstreckt, gewiß nicht erreicht. Passend dürfte hier ein Zitat aus dem „heimatlichen Missionswesen“ des Professors Grundemann sein: „Man irrt, wenn man meint, die akademische Behandlung der Mission könne jemanden zur Arbeit in der Seelsorge befähigen. Sie dient vielmehr zur Ausbildung der Missionsfachmänner, die freilich zur Förderung des Missionswesens im Ganzen wichtig sind.“ Nun scheint es mir aber, wie ich schon früher sagte, nicht die erste Aufgabe des Studiengirfels zu sein, einige Missionsfachmänner heranzubilden, sondern womöglich allen Theologen Gelegenheit zu geben, auf möglichst leichte Weise sich eine derart praktische Missionskenntnis zu erwerben, daß sie diese auch gleich in der Seelsorge verwerten können. Das ist ein Punkt, auf den wir besonders jetzt Rücksicht nehmen müssen, wo man wirklich hoffen kann, daß die Missionsbewegung bei uns einen großen Aufschwung erleben wird, wenn sich nur der katholische Klerus ausnahmslos derselben annimmt. Den heranwachsenden Klerus nun möglichst geschlossen für die Missionsbewegung zu gewinnen, das ist der Zweck unserer Studiengirfel. Daher ist aber auch bei der Aufstellung eines Programmes für einen Studiengirfel wohl zu bedenken, daß nicht alle die gleiche

Missionsbegeisterung, daß nicht alle die gleiche Energie, nicht alle den gleichen Wissensdrang haben. Da wäre ein Programm, das nur für die „Eifrigeren“ angelegt wäre, schon von vornherein verfehlt. Ich glaube daher, daß auch hier der paulinische Grundsatz, „auf die Schwächeren Rücksicht nehmen“ die richtigen Wege weisen wird . . .

Wir brauchen ein Programm, das nicht zu große Anforderungen stellt, und dabei doch den einzelnen Mitgliedern viel praktischen Nutzen für die zukünftige Seelsorge bietet. Wir in St. Florian waren schon lange, bevor wir von diesem Referat Kenntnis erhielten, auf der Suche nach einem derartigen Programm.

Als daher das Ersuchen an unsern Verein gestellt wurde, dieses Referat zu übernehmen, hatten wir uns bereits eine neue Methode der Arbeit im Studienzirkel zurechtgelegt. Und zwar sollte an Stelle der Theorie, die im bisherigen Programm des Studienzirkels im Vordergrund stand, das praktische Arbeiten mehr zur Geltung kommen. Und an Stelle der bisherigen Quantitätsarbeit, die wenigstens auf dem Programm stand, sollte Qualitätsarbeit treten. Beide Änderungen führten wir durch nach dem Grundsatz der planmäßigen Arbeitsteilung. In unserer Behranstalt sind nämlich fünf oberösterreichische Stifte vertreten. Nach dieser natürlichen Gliederung teilten wir uns nun die Missionsgebiete auf . . .

Diese fünf Gruppen sollen sich nun in das ihnen zugefallene Missionsgebiet einarbeiten. Und zwar wollen wir mit Hilfe älterer Jahrgänge einschlägiger Missionszeitschriften (hauptsächlich einheimischer) einzelne Missionsstationen bis zu ihrer Entstehung (womöglich) zurückverfolgen, in die Sitten und Gebräuche des betreffenden Landes möglichst eindringen. In erster Linie kommen da Stationen unserer einheimischen Missionsgesellschaften in Betracht. Alle einschlägigen Berichte und Aufsätze werden von jeder Gruppe katalogisiert. Diese Art der Arbeit in den Studienzirkeln hätte zwei Vorteile:

1. Die zielbewußte Beschäftigung wird zur Folge haben, daß wir nach Beendigung der Theologiestudien tatsächlich sagen können: In diesem oder jenem Missionsgebiet bin ich so ziemlich zu Hause. Mit diesem Erfolge haben wir aber dann auch schon unser praktisches Ziel erreicht. Wenn wir uns nämlich in ein bestimmtes Mis-

sionsland tatsächlich eingelebt haben, dann wird es uns nicht schwer sein, auch das Volk für dieses Missionsland zu interessieren. 2. Wenn diese Spezialarbeiten und das Katalogisieren (nach Missionsgebieten getrennt) ständig fortgesetzt wird, so wird der Studienzirkel zu einer wichtigen Stoffquelle werden, die uns auch in der Seelsorge später noch Hilfsdienste leisten wird . . .

Jene Mitglieder aber, die sich intensiver mit der Missionsarbeit beschäftigen wollen, sind dadurch auch nicht im mindesten behindert, denn diese können ja nach Belieben an zwei, drei oder vier Gruppen teilnehmen. Es liegt mir aber ganz fern zu meinen, daß die eben geschilderte Methode die einzig richtige sei . . .

Nur eins möchte ich nochmals betonen: Soll das Programm eines Studienzirkels zweckmäßig sein, dann muß es möglichst praktisch für die zukünftige Seelsorge sein und Rücksicht nehmen auf die weniger missionsbegeisterten Mitglieder. Soll sich eine mächtige Missionsbewegung entwickeln, so genügt es nicht, wenn eine kleinere oder größere Anzahl von Priestern an ihrer Spitze steht, sondern der gesamte (wenigstens) heranwachsende Klerus muß die Führerschaft übernehmen. Dieses Ziel muß jeder Studienzirkel immer vor Augen haben.

Nun aber das wissenschaftliche Arbeiten im engeren Sinne!

Der zweite Punkt meines Referates sagt: Jährlich legt die Leitung den Zirkeln eine aktuelle Frage zur Bearbeitung vor. Endresultat wird veröffentlicht. Wenn wir diesen Punkt näher ins Auge fassen, so sehen wir, daß er uns eine gewisse Einheitlichkeit in der Arbeit schon verbürgt. Diese Methode dürfte sich schon deshalb gut bewähren, weil da eine wichtige Missionsfrage von den verschiedensten Gesichtspunkten aus behandelt werden wird. Denn jeder Studienzirkel wird sich seine Eigenart in der Behandlung der Frage bewahren, jeder Studienzirkel wird seine Ansichten zum Ausdruck bringen. Diese einzelnen Arbeiten sollen dann an den Vorort abgeliefert werden. Der Vorort stellt dann vielleicht eine kleine Kommission von etwa zwei Mitgliedern auf, deren Aufgabe es sein wird, diese Einzelarbeiten zu überarbeiten und unter Berücksichtigungen der verschiedenen Ansichten ein harmonisches Ganzes herzustellen.

(Schluß folgt.)